

### Kapitel 3 ~ Das Herz, es wiegt

*Equestria: Jahr 1273, Spätherbst  
Das Zeitalter der Sonne: Jahr 580  
Die Hafenstadt: Baltimare  
(Erster Tag, nach Arianes Verschwinden)*

Die Zentrale der Wache von Baltimare war die drittgrößte in Equestria. Lera und Marco bestaunten das Gebäude, waren sie doch von ihrem einstmaligem Lebensort nur eines der zahllosen, riesigen Löcher in einem Felsen gewohnt, dessen Innerstes von sperrigen Türen verborgen und aus derselben, mineralischen Steinmasse gefertigt wurden, wie es der namenlose Berg selbst, inmitten dessen sich die Bergstadt Sogehart befand. Sicher hatte auch die Bergstadt Häuser zu bieten, doch um die Natürlichkeit zu wahren, wurde der Stein belassen und die Häuser direkt aus dem Stein geschlagen. Doch dieses Gebäude– oder besser, dieser Palast – wagte mehr zu sein, mehr zu bieten, dass Auge zu betören und die Ponys durch seine Pforten zu locken.

Es lag etwas außerhalb des Zirkels der Stadtmitte und stellte mit seinem rein weißem Antlitz, seiner enormen Höhe und dem vielen ungenutzten Platz, einen völligen Gegenpol zu den schillernden Bauten des Hafenortes dar, die gequetscht und ohne eine kleine Lücke zwischen sich lassend, eine feste Reihe unter dem sich sehr ähnlichen Aussehen bot. Der weiße Stein, der als Fundament, Säule und Mauerziegel, die gesamte Struktur in sich vereinte, machte einen schwerfälligen Eindruck. Auf dem flachen Dach thronte majestätisch eine Kuppel aus purem Glas, die in diesem Augenblick den Segen der Sonne in alle Himmelsrichtungen reflektierte.

„Na hoffentlich sind unsere Steuergelder gut in diese Wolkenfeger investiert“, gab Lera ihre Bedenken preis. Ihr Magen klagte mit einem Gefühl, dass sie zuletzt so intensiv verspürte, als Stormwing um sie anhielt. Es war eine treffende Kombination aus Übelkeit und Nervosität und bereitete ihr seit dem gestrigen Abend, eine schlaflose Nacht. Sie wusste, dass sie und Marco alleine kaum eine Chance hatten, Ariane zu finden. Doch der Stadtwache schenkte sie noch weniger Vertrauen. Wenn sie es sich sogar genau überlegte, schenkte sie ihr gar kein Vertrauen. Sie kannte die Erfolgsquote bei der Suche von Vermissten vom Hörensagen und es beunruhigte sie umso mehr, weil sie nun selbst zu dem betroffenen Kreis gehörte, dem sie vorher nur ihr Mitgefühl und allen Segen der Götter zugestand.

Marco, dem ihre Anspannung nicht unbemerkt blieb, legte als Reaktion einen Flügel zur Beruhigung um ihren Rücken. „Sie sind besser organisiert und zudem im Auffinden verlorener Ponys besser ausgebildet.“

„Das weiß ich“, erwiderte sie forsch und senkte anschließend den Kopf. „Und trotzdem. Es wäre nicht das erste Mal, dass mich ein Hengst diesen Schleges im Stich lässt.“ Sie flüsterte die letzten Worte so leise, dass sie in ein unhörbares Nuscheln übertraten. Sie schüttelte nur den Kopf, als Marco an das Unverständene nachhakte. „Bringen wir es einfach hinter uns.“

Beide traten durch die Tür; er voran, sie hinterher. Das leise Quietschen der künstlich vergoldeten Scharniere, verlor sich in dem Raum, der eine bunte Anzahl von Geräuschen in sich barg. Das mehrstöckige Gebäude bot ein überschaubares Innenleben, was die Geräuschkulisse jedoch nicht schmälerte. Uniformierte strömten in alle Himmelsrichtungen an Lera und Marco vorbei. In der Mitte des kreisrunden Raumes vertrieb das gleißende Sonnenlicht die umliegenden Schatten. Zwölf Säulen hielten die zusätzlichen Ebenen; drei an der Zahl die Lera einen genaueren Blick in die Räumlichkeiten allerdings durch verschlossene Türen oder ungünstige Winkellagen verwehrten. Die in den Berg geschlagenen Hohlräume waren, im direkten Vergleich mit dieser kunstvoll verarbeiteten Bauart, nicht mehr als primitive Höhlen. Hier war schlichtweg alles runder, feiner und natürlich aufgehellt.

Ein langer Holztresen, der nach gut vier Huflängen zur Seite klappte und in die Wand eintauchte, erklärte den restlichen Weg für Unbefugte als Tabu. Hinter ihm saß ein junger Hengst, der die

Ankunft der beiden bemerkte und schon im Vorfeld ein begrüßendes Lächeln aufsetzte. Er ließ die Augen von dem offenliegenden Wälzer abwandern und nickte einladend. Die nach oben gezogenen Lippen betonten die runden, roten Wangen. Lera erhaschte einen kurzen Blick auf die kopfgestellte Lektüre, ehe sie den Blickkontakt aufnahm. „Guten Tag“, grüßte er die beiden. Erst mit diesen gesprochenen Worten fiel auf, wie gezwungen und unnatürlich seine formelle Haltung war. „Wie kann ich Ihnen helfen?“

Lera räusperte sich. „Meine Tochter ...“ Sie brach ab und hielt sich einen Huf vor die Schnute. Ihr Gesicht schnitt eine gequälte Miene und es entstand eine Pause. Erst eine Sekunden, dann zwei, dann drei.

Marco schielte sie verwundert an. Als sie nicht reagierte, half er mit seinem Flügel nach, indem er sie sachte anstieß. Sie schlug mit ihrem Huf nach ihm, traf aber nur die Luft.

Die Wache zuckte mit den Ohren, ohne den Blick abzuwenden oder das Gesicht zu verziehen. „Ist alles mit Ihnen in Ordnung?“

„Ja. E-entschuldigen Sie, ich ... mir ist nur ...“ Sie brach ab und räusperte sich. Der Huf sank wieder zu Boden. „Vergessen Sie es. Meine Tochter ist verschwunden. Ariane Bloom ist ihr Name.“ Aus dem Augenwinkel heraus, sah sie Marco, aus dessen Kopf lauter Fragezeichen sprießen, wie Blumen an einem warmen Frühlingstag.

„Okay?“ Er sah die beiden für einige, wenige Lidschläge schweigend an, als warte er auf weitere Informationen. Sein Lächeln war, dem Anlass entsprechend, einer ernsten Miene gewichen. „In welchem Zeitraum ist sie denn verschwunden?“

„Seit gestern“, antwortete Marco dieses Mal. Er wirkte ungeduldig und gehetzt.

„Wo haben Sie sie denn das letzte Mal gesehen?“

„Ein Stück weit außerhalb von Fillydelphia.“ Er warf Lera einen kurzen, kontrollierenden Blick zu, ob er bei dieser Aussage verweilen konnte. Sie nickte und wandte sich dann wieder ab.

„Okay, bitte warten Sie einen Augenblick.“

Der Hengst verschwand in das hintere Zimmer, das nur ein paar offene Regale zum Beschauen preisgab, in dem sich einige Papierrollen stapelten. Marco nutzte die kurze Gelegenheit und rückte mit seinem Gesicht näher an Leras. „Was ist denn los mit dir? Wenn du dich krank fühlst, dann bleib doch einfach zuhause“, flüsterte er.

„Mir geht es gut“, log sie, ohne den Blickkontakt zu erwidern.

„Bei Celestia, hier geht es um deine Tochter. Wenn du dich nicht gut fühlst, dann überlass mir das Reden. Leg dich ins Bett. Aber es ist ihr nicht geholfen, wenn du hier das Huhn im Ei spielst!“

„Das weiß ich selbst! Und behalte deine *Sorge* um mein Wohl für dich“, zischte sie durch die geschlossene Zahnreihe. Sie wollte noch nachsetzen, hielt aber inne, als die leicht mollige Gestalt des jungen Rüstungsträgers mit einer Rolle zwischen den Zähne, zu ihnen zurückkehrte. Er schlug sie mit einer eleganten Kopfbewegung auf und ließ sie auf der Tischplatte ab.

Das Stück Papier enthüllte eine Karte. Es war keine der Üblichen, die Equestria in seiner geografischen Lage, mit den angrenzenden Nachbarländern, zeigte. Eine, in alten Schriftzeichen verwendete Buchstabenreihung – sie thronte in der linken, oberen Ecke – schrieb das Wort: Fillydelphia, in alt-equestrianischen Buchstaben. Sie waren in einer sehr eleganten Schwingung und standen nie für sich alleine, sondern immer in einer verbundenen Linie. „Nicht gerade aktuell die Karte, oder?“, verwies sie auf die Jahrzehnte getilgte Schreibform. Der Hengst reagierte nicht darauf.

„Zeigen Sie mir bitte, wo Sie das letzte Mal Ihre Tochter gesehen haben“, forderte er freundlich, aber bestimmt. Man merkte ihm an, dass er nach einem System arbeitete. Das sterile Listenverfahren, das er wahrscheinlich über Tage hinweg auswendig gelernt hatte, fand nun hier seine Anwendung.

Lera wagte einen genaueren Blick auf das abgebildete Gebiet, das die gesamte Stadt und die umliegenden Ebenen von drei- bis vierhundert Huf weit laufend, preisgab. Wieder meldete sich das Gefühl in ihrer Bauchregion, dass sie dieses Mal mit aller notwendigen Willenskraft zu unterdrücken versuchte. Ihre Augen überflogen alles, bis sie das Gesuchte fixierten. Ihr Huf zeigte

auf die Kirschglockenfelder. Erst auf dem zweiten Blick bemerkte sie, dass das Gebiet – eigentlich jedes Gebiet – benannt wurde. Und diese waren sogar nach den neuen Buchstaben geschrieben, die um einiges kantiger, aber besser identifizierbar, waren.

Das Haus, in dem Ariane *vorübergehend* gelebt hatte, war auf der Karte jedoch nicht abgebildet. Daher grenzte sie in einer kreisenden Bewegung das geschätzte Gebiet ein. „Ungefähr hier habe ich sie das letzte Mal gesehen. Danach ist sie aus ... *Gründen*, weggeflogen.“

„Wissen Sie denn, in welche Richtung?“

Lera strich über das Bild und malte eine unsichtbare Linie, bis sie den Bereich des Papiers zu verlassen drohte und die fließende Bewegung harsch unterbrach. Ihr Huf hielt auf einer dünnen, ungleichmäßig formierten Baumreihe.

Der Hengst hob ungläubig eine Augenbraue. „Und da sind sie sich ganz sicher?“ Lera nickte zaghaft. Sie wusste, welche Worte er im Begriff war, zu sagen. Auch mit Marco hatte sie noch am Vorabend darüber gesprochen. „Sie wissen doch hoffentlich, dass das der Knisterwald ist, auf den sie da gerade deuten, oder?“

„Wissen wir“, erklärte Marco.

„Wir glauben allerdings nicht, dass sie über den Wald geflogen ist. Na ja ... oder zumindest hoffe ich ...“

„Du hoffst?!“, unterbrach Marco. Er drehte seinen ganzen Körper zu ihr. „Lera, wir ...“

„... ich bin mir *sicher*“, forderte sie energisch ein, ausreden zu dürfen, „dass sie nicht in oder über den Wald geflogen ist. Sie weiß um die Gefahren, ich habe sie ihr schließlich oft genug erklärt.“

Marcos Augenbrauen formten einen waagerechten Strich auf seiner Stirn. „Lera, das ist mir egal. Du weißt, wie Ariane tickt, wenn sie wütend ist. Immerhin ist sie deine Tochter.“

„Was soll das denn jetzt heißen?“

„Du weißt genau ...!“

„Nun, wir werden so oder so nichts ausschließen“, erklärte der junge Hengst hastig und versuchte merklich, den Streit nicht ausarten zu lassen. Er nahm sich ein leeres Blatt von dem Stapel, der rechts von ihm lag. Eine Schreibfeder und ein Tintenfass waren hinter dem Blätterturm versteckt, die er prompt hervor zückte. „Geben Sie uns bitte eine konkrete Beschreibung ihrer Tochter. Farbe der Mähne, des Fells, der Augen, körperliche Merkmale, und so weiter. Alles, was uns bei ihrer Identifizierung helfen könnte. Wenn es geht, vielleicht sogar noch ein Bild von ihr.“

Beide nickten asynchron zueinander, ohne die Augen voneinander zu lassen. Es war ein bedrohliches, sehr langsames Nicken, welches das Grundfundament des späteren Gespräches bildete, auf dem sie sich noch an diesem Abend unterhalten würden. Dann wandten sie sich voneinander ab und starrten auf das leere Papier. Lera schrieb.

*Equestria: Jahr 1273, Spätherbst*  
*Das Zeitalter der Sonne: Jahr 580*  
*Das Dorf im Schatten der Bäume: Hollow Shades*

Die Blätter und Zweige wogen sich im unmerklichen Hauch der Natur, tanzten ohne Fuß und Huf, ohne ein friedvolles Lächeln, ohne die Gewissheit, diesen Walzer aus Fall und Tod erneut zu erleben. Und doch war es, als hätten sie nie zuvor solches Glück und Zufriedenheit empfunden, wie in jenem Moment, da sie sanft dem Boden näher rückten. Der Moment, in dem sie sich vom Baum des Lebens zu lösen begannen und den Tanz der Freiheit, hinab auf den harten, kalten Grund wagten; seine leblose Gestalt noch ein letztes Mal mit Farben bedeckten und zum kleinen Klecks eines riesigen Bildes wurden.

Trotz der luminösen Sonnenstrahlen, die in der heiligen Glaubenslehre der Drachen auch als Kreis der Heiligen galt, war der Herbst bereits im Aufbruch und räumte dem Winter langsam das Zepter in die Hände. Das Dorf, das versteckt unter dem dichten Geäst der grünen Kronen verborgen

war, lag nun frei und ungeschützt. Mit diesem Bild in Gedanken, legte sich die müde Dame zur Ruhe. Schlafen war ihr seit der frühen Morgenstrahlen nicht gegönnt worden und sie hoffte nun auf ein ruhiges Nickerchen im Schein des amethystfarbenen Himmels; bis zum Einbruch der Nacht.

Eine seichte Böe strich über die Nasenlöcher der Jägerin. Auf ihr kam ein vertrauter Duft geritten, den die Wachsame sofort einfiel. Ein Opfer, das bereitwillig in der Mitte des Waldes ruhte; inmitten ihres Jagdreviers. Durch das nackte Dickicht krauchend, nahezu jedes verräterische Geräusch meidend, suchte sie sich einen Weg, näher an ihr Ziel heran. Ein leiser Luftzug tanzte an ihren Lippen vorbei - es folgte ein tiefer Atemzug und dann absolute Stille. Ihr matter, blauer Körper verlor sich hinter dem Gebilde kahler Zweige, während sie sich langsam zu Boden legte und die Augen auf ihre Beute festhielt. Dieses Mal ein Hauch, der ihre Lunge verließ. Ihr Hinterteil hob sich in die Höhe, die Krallen, einige Zentimeter lang, fuhren aus. *Jetzt*, dachte sie sich befehlend und sprang aus dem nackten Busch heraus. Mit rasanter Geschwindigkeit legte sie die wenigen Ponylängen zurück und sprang fauchend auf ihr Ziel, allen voran die langen Spitzen, die aus ihren Klauen ragten. Als sie sich ihrem Ziel näherte, bohrten sich die langen Enden tief in den Blätterhaufen, hinein in den Boden. Schnell schaute sie zur Seite. Das Opfer ihrer Jagdtriebe hatte sich zur Seite gelegt. Große, braune Augenpaare musterten ihren Versuch mit einer skeptischen Kopfbewegung.

„Schon wieder, Binary?“

Noch bevor die junge Jägerin etwas entgegen konnte, fuhr auch schon eine mächtige Pranke auf sie herab und massierte sie in den *noch* weichen Boden. Kein Schmerz, dafür aber die Gewissheit, gefangen zu sein und nicht wieder wegzukommen, es sei denn, die deutlich Größere und Kräftigere würde Erbarmen zeigen.

„Von der Jägerin, zur Gejagten“, lachte Deria mit hochgezogenem Kinn. „Hast du mir nicht etwas zu sagen, junge Dame?“, sprach die schuppige Lady mit leichtem Nachdruck in der Stimme. „Wie siehst du überhaupt schon wieder aus? Schau dich an, du bist doch bestimmt wieder quer über den Waldboden gekrochen. Wenn du wieder Eichhörnchen gejagt hast, fällt das Essen heute aus, junge Dame.“

„Schon gut, schon gut, ich gebe auf. Lass mich ... ah, los!“ Binary versuchte ihre Körper mit ihren Hinterläufen aus der riesigen Pranke zu stoßen. Wie eine Schlange schwang die untere Hälfte von einer Seite zur anderen, um sich aus dem Griff der Mutter zu lösen. Ihre Mühen blieben ohne merklichen Erfolg.

„Na ja, fast. Mir fehlt da noch dieses eine kleine Wörtchen. Du weißt schon. Es beginnt mit B, endet mit E und macht jeden Umgangston ein Stück weit höflicher.“ Derias Worte blieben fruchtlos, da sie weder wahrgenommen wurden, noch die Aufmerksamkeit ihnen galt. Unter ihrer riesigen Pranke spürte sie, wie sich der kleine Körper durch den weichen Boden wälzte. Wie er die Erde in alle freien Himmelsrichtungen grub, bis er endlich hinaus flutschte. Der blass-bläuliche Körper, ein von der Flanke bis zu den Vorderläufen mit Schuppen bestückt und in einem Kranz aus dickem, Saphir-blauem Fell auf Schulterhöhe mündend, purzelte einige Meter von der Mutter fort und malte eine schmale Linie auf den Boden, die nun frei von den farbenreichen Blättern lag.

Das kleine Drachenpony fasste sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an den Kopf. Überall an ihr hafteten die Farben des Herbstes. Angefeuchtet von ihrem Körper – die Schuppen sonderten ein spezielles Sekret aus, welches bei einem Drachen für einen schimmernden Glanz sorgt –, saßen Blatt und Zweig an Binary, wie eine zweite Haut. Sie richtete sich im trägen Tempo wieder auf ihre vier Hufe – aus jedem ragten vier Krallen heraus – und begann ihren Körper wie ein nasser Hund zu schütteln, bis auch das letzte Blatt von ihrem Körper abließ. „Der Herbst ist blöd“, maulte Binary.

„Findest du? Er ist doch eine schöne Jahreszeit.“

Binary schnitt eine ungläubige Grimasse. Ihr Blick schweifte über die kahle Umgebung. Wo die Bäume vorher noch um die schönste Krone wetteiferten, schienen sie nun mit den blanken Ästen und Zweigen beeindrucken zu wollen. Wo der Grund noch voller Grün und kaum eine Stelle ohne Blumen oder Gras war, fanden sich nun überall nur rote und gelbe Blätter über den Boden verteilt, während sich die grünen Halme in den Boden zurückzogen. Und trotz kräftiger Sonnenstrahlen,

wirkte alles trostlos und leer. Wie konnte so etwas Unheilvolles für die Natur nur positiv sein? Sie schaute ihre Mutter verdutzt an.

„Ich kann mir vorstellen, dass das schwer zu verstehen ist“, lachte Deria. Eine der riesigen Pranken ließ sie auf den unverhältnismäßig kleinen Kopf ihrer Tochter sinken und streichelte behutsam die dünne, bis zum Nacken herunter reichende Mähne. „Sagen wir, dass der Winter ein Reinigungsprozess ist.“

„Ein Reinigungsprozess?“, drang es unter der Klaue hervor.

„Genau. Viele kleine Tierchen, wie der Biber oder das Häschen, halten Winterschlaf. Und manche, wie Vögel oder Drachen, reisen in die wärmeren Gebiete, um der Kälte zu entgehen. Das nennen wir: die große Wanderung. Und in dieser Zeit beginnt die Natur alles, was ihr schadet oder sie nur belastet, zu tilgen.“

„Warst du schon einmal bei so einer Wanderung dabei, Mama?“ Binary liebte die Geschichten um die Drachen. Ihre Mutter, der wohl erste und einzige Drache, der mehr die Gesellschaft von Ponys bevorzugte, erzählte oft und gerne von ihren Abenteuern.

Deria lachte lautstark auf. „Haha, natürlich war ich das. Ich wäre kein richtiger Drache, wenn ich die große Drachenwanderung nicht zumindest *einmal* mitgemacht hätte.“

Binary befreite sich aus dem tätschelnden Griff und stützte sich an der Kralle auf. Ihr Schwanz, ungefähr dieselbe Länge wie ihr Körper und am Ende mit einem langen Büschel Fell bestückt, schwenkte lebhaft von einer Seite zur anderen. „Wirst du nochmal eine machen? Darf ich mitkommen?“

„Ich fürchte, daraus wird leider nichts. Ich werde keine Drachenwanderung mehr unternehmen.“

„Wieso nicht?“

Deria schaute hoch zum Himmel. Trotz der Jahreszeit, ließen sich nur dünne Wolkenfetzen blicken, die vom lauen Wind nach Süden getragen wurden. *Freiheit bedeutet, etwas hinter sich lassen zu müssen*, hörte sie eine Stimme in ihrem Kopf sagen. Das passende Gesicht malte sie sich in Gedanken dazu. Es war verschwommen, war es doch schon einige Winter her, seit sie das letzte Mal dieses Gesicht sah, aber dennoch konnte sie es mit den alten Worten ihres Vaters verbinden. Seine Philosophien hatten immer einen weisen Beiklang, selbst wenn Deria manchmal das Gefühl hatte, er wüsste selbst nicht, wovon er sprach. Doch in diesem Punkt hatte er recht. Sie hatte etwas hinter sich gelassen und dafür etwas Neues erhalten. Sie war frei, hatte Freunde unter den Hufretern gefunden und sogar eine Familie gegründet. Niemals mehr würde sie sich unter ihresgleichen begeben.

Binary beobachtete das untypische, stille Verhalten ihrer Mutter. Sie kämpfte mit ihrer Ungeduld und wägte zwischen den Entscheidungen, noch einmal zu fragen oder auf eine Antwort zu warten, ab. Doch noch ehe ein Beschluss gefallen war, wurde sie ihr bereits von ihrer Mutter abgenommen.

„Wir sollten nach Hause gehen“, schlug Deria vor und hob sich beträchtlich langsam. Der schwere Körper und die dazugehörigen langen, aber dünn wirkenden Beine, schienen sich jedes Mal schwer damit zu tun, gegen die Schwerkraft anzukämpfen. Von ihrer Tochter erntete sie nur einen überraschten Lidschlag, dem sie mit einem stumpfen Lächeln versuchte entgegenzuwirken.

Ein Rabe saß geräuschlos auf einem der blanken Äste einer Baumkrone; die schwarzen Augen fokussiert. In ihnen spiegelten sich Mutter und Tochter, wie in einem dunklen Kreis aus Vergänglichkeit.

Hollow Shades war ein kleines Dorf, das oftmals vom eigenen Land vergessen wurde. Zwischen weiten Ebenen und hohen Bergen, war die kleine Ortschaft gut versteckt zwischen Lauben und Zweigen. Bis auf eine abzählbare Anzahl von kleinen Tieren, die aufgrund der speziellen Pflanzensorten nur in diesem Wald zu leben wagten, war er nur von Ponys, und seit wenigen Jahresumläufen auch von einem Drachen und seiner Brut, bewohnt. Doch das war nicht das Einzige, was Hollow Shades auszeichnete. Das Walddorf war bekannt für ihren verdrehten Zeitzyklus. So war es, dass die Sonne gerade dann am Hellsten strahlte, wenn der Winter

angebrochen war, da die dichten Baumwipfel ihren Durchlass nicht länger behinderten. Dafür waren, wenn der Sommer einem Meer aus Flammen gleich, über drei Monate Equestria mit Hitze und Schwüle aufwartete, die Bäume der einzige Schutz vor dem grellen Schein, aber versprachen gleichzeitig auch einen früheren Einbruch der Dunkelheit. Die Häuser waren aus der Vorlage jahrhundertealter Baupläne entnommen. Nur die wenigsten Bauten besaßen ein Fundament oder ein zweites Stockwerk. Meistens waren die Stämme eher in den Waldboden gerammt und darüber ein Dach aus Blättern und Stöcken gelegt. Andere waren clever genug, ihre Behausungen auf Bäumen zu bauen. Bei einem plötzlichen Einbruch von Regenfällen, wurden sie vielleicht nicht besser von den Baumkronen geschützt, als die unten stehenden Häuser, dafür aber würden sie nicht mit einem schlammigen Untergrund empfangen, sobald der peitschende Strom aus Wassertropfen nachließ.

Und dennoch, Deria würde niemals von diesem Ort wegziehen wollen. Nach ihrer Auffassung, hatte Hollow Shades die freundlichsten Einwohner Equestrias. Und es ist nicht so, dass sie nicht schon andere Orte bereist hätte. Überall wurde sie gleich behandelt. Gemieden und hinter ihrem Rücken sogar mit den schlimmsten Worten betitelt. Obwohl, wenn sie genau darüber nachdachte, so war eine Stadt wirklich das Zentrum allen üblen Benehmens: Canterlot. Eine *perfekte* Gesellschaft, die seit der Gentrifizierung keinen mehr in ihre Kreise ließ, der aus ärmlichen Verhältnissen, einer Familie aus dem Mittelstand oder eben aus keiner reinen Blutlinie stammte. Mit Steinen hatte man sie beworfen; aus Angst und aus Hass. Keiner interessierte sich für einen Drachen in ihrer Mitte und gejagt hatte sie nichts mehr, seit sie ihr Zuhause hinter sich gelassen hatte. Und hätte sie nicht diese treusorgende Gemeinde gefunden, die sich in einem Wald verborgen und von der Welt versteckt hielt, hätten sie die nächsten Tage die dunklen Klauen der Schattendrachen geholt. Sicher, am Anfang waren auch diese Ponys skeptischen Gemüts. Wer hätte es ihnen verübelt, hätten sie sie einfach weggeschickt, wo doch die Drachen als dominante Prädatoren der Lüfte galten? Doch sie waren keine Reiter der Vorurteile. Sie waren vorsichtiger Natur, ja. Aber auch frei von Schuldzuweisungen gegen jene, die sich nichts zu Schulden kommen lassen hatten. Sie ließen Deria bleiben, gaben ihr zu Essen, zu Trinken, bauten ihr sogar eine Bleibe. Und nach einiger Zeit wurde sie als neustes Glied einer treusorgenden Kette akzeptiert.

Binary riss ihre Mutter mit ihrem lauten Gemurmel aus der Gedankenwelt; Erinnerungen, aus dankbarer Zeit, die sie niemals loslassen würde. Das kleine Drachenpony wälzte sich von einer Seite zur anderen und war nur mit ausgebreiteten Schwingen auf dem schuppigen Rücken zu halten. „Ich bin schon groß, ich brauch nicht mehr so früh schlafen zu gehen“, zitierte sie den ruhenden Körper mit einer übertrieben hohen Stimme und vielerlei verzogenen Fratzen. „Und wer trägt dich jetzt nach Hause und durfte den ganzen Tag über kein Auge zumachen?“

„Wie süß, sie ist eingeschlafen. Ein seltener Anblick.“

Deria sah verdutzt neben sich, als sie die Position der Stimme ausmachte. Eine Stute mit einem heiteren Lächeln auf den Lippen, lief entspannt neben ihr her. Wie lange sie schon da war, wollte Deria lieber nicht wissen. Ihre markante Fellfarbe, die ein blasses Rosa inne trug und die wohl gepflegten, schulterlangen, blass orangenen Haare, die durch ein rotes Haarreif in ihrer Form gehalten wurden, verrieten die Erdpony Dame als Rose Harvest, eine der ersten Stuten, mit denen Deria eine innige Freundschaft verbannt. „Ich bin immer wieder erstaunt, wie leise du dich doch durch die Welt bewegen kannst, ohne ein verräterisches Geräusch zu hinterlassen. Gibst du Unterricht? Binary könnte nämlich welchen gebrauchen.“

Rose kicherte. „Du hörst dir einfach viel zu sehr beim Reden zu.“ Ihre Augen wanderten von Deria zu Binary. „Sie schläft. Ein Segen unserer Prinzessin, wie mir scheint.“ Ihr Lächeln wurde breiter.

„Es scheint fast so“, bekundete Deria die Worte mit einem tiefen, langen Gähnen. „Ich kann mich nicht entsinnen, in ihrem Alter einem solchen Überschuss an Energie gehabt zu haben.“

„Das kann keine von uns alten Damen behaupten.“

„*Alte Dame*? Jetzt hör aber auf, du bist gerade in der Blüte deiner Zeit. Du hast das wenigste Recht, dich über einen müden Körper und träge Knochen auszulassen“, fuhr Deria sie mit gespielter Empörung an. Rose streckte ihr mit einem breiten Grinsen die Zunge entgegen. Sie war eine

verspielte Stute und Deria hatte sie nur in den wenigsten Situation ernst und *seriös*, wie ihr viele angeraten hatten, mehr sein zu sollen, erlebt. Ihr war es schon immer egal gewesen, was die anderen über sie dachten oder sagten. Zumindest ließ sie es sich nie anmerken. Eine Eigenschaft, für die Deria ihre beste Freundin mehr als nur beneidete. Und sie war eine bildhübsche Stute. Ihr Charisma lockte die Hengste reihenweise in ihre Behausung, wo sie sich dem *Himmel näher bringen*, wie Rose immer sagte. An Deria nagte oft die Eifersucht, wann immer sie mit ihrer Freundin über dieses Thema sprach. Doch sie erinnerte sich dann daran, dass sie das Glück gefunden hatte, selbst eine Familie gründen zu dürfen. Und wer weiß, vielleicht würde sie eines Tages, an einem gemütlichen Nachmittag, mit ihr an einem Tisch sitzen und über die Beschwerden des Mutterseins sinnieren. Dabei noch eine Tasse ihres köstlichen Tees, der nach dem Rezept ihrer Familie hergestellt wurde. Den letzten Gedanken klammerte sie schnell aus. Rose schimpfte sich selbst als miserable Teebrauerin. Ob übertriebene Bescheidenheit diese Worte schmückte, wusste Deria nicht. Doch wann immer einer der Einwohner über das sagenumwobene Harvest Teegebräu sprach, wurde sie von der Neugierde zerfressen. Und es war nicht so, dass verschiedene Blätter und Kräuter, die in heißem Wasser ihrer Aromen beraubt wurden, eine Seltenheit in diesem Walddorf waren.

„Was habt ihr heute eigentlich den ganzen Tag gemacht? Ich habe euch nicht einmal in der Nähe des Dorfes gesehen.“

„Das willst du nicht wissen“, entgegnete Deria.

„War sie eine Jägerin?“

Deria wich ihrem Blick aus. „Vielleicht.“

„Und du die müde Beute, die seit Tagen nicht geschlafen hat?“

„Okay, ich formuliere es anders: ich mag nicht darüber sprechen.“ Sie setzte mit einem Knurren nach.

Roses Gesicht hellte auf und ein Lachen war unausweichlich. Deria verzog missmutig das Gesicht. „Ach komm, du musst doch zugeben, dass es ein witziges Bild ist.“

„Wenn du eines Tages Kinder hast, dann werde ich dich an dieses Gespräch erinnern. Genau an dieses hier.“

Rose Lachen verebbte zu einem stummen, schmalen Lächeln. „Wenn ...“, fügte sie so beiläufig und leise hinzu, dass es Deria erst für es kaum vernommen hatte.

„Hm?“

„Ach nichts. Nur laut gedacht.“ Sie setzte mit einem falschen Grinsen nach. „Ich wünsche dir eine angenehme Nacht, Deria.“

Die schuppige Dame blieb abrupt stehen, als sie das riesige Gebilde aus strammen und dicken Holzstämmen, den Weg versperrend, vorfand. „Oh, schon da? Die Zeit verging ja wieder wie im Flug.“ Rose summte bestätigend. „Nun, dann wünsche ich auch dir eine angenehme Nacht, Rose.“

„Oh, die hab ich garantiert“, erklärte die Stute keck. Deria verstand den Wink sofort und ersparte sich den dazugehörigen Gedankengang. Rose kam ihr einen Schritt näher und rieb ihren Kopf zärtlich über den rauen Brustkorb der Drachendame. Eine Umarmung war, durch das ungleiche Größenverhältnis nicht möglich gewesen, also hatte Rose irgendwann angefangen, sich so bei ihr zu verabschieden. Sie bezweifelte dass Rose wusste, welche eindeutigen Signale das Reiben an der Brust, gleich mit welchem Körperteil, in der Drachensprache bedeutete. Während Deria sich anfangs noch in völliger Hilflosigkeit, diese zärtlichen Geste über sich ergehen ließ, hatte sich nach einiger Zeit eine Woge der Gewohnheit darüber gelegt. Und nachdem die Stute mit ihrer rituellen Verabschiedung fertig war, verschwand sie in Richtung des Dorfplatzes.

Ein Haus, dreimal größer, als die anderen Bauten, das sich über zwei Etagen erstreckte. Das untere Geschoss gehörte ganz allein Deria, während sich das Obere, ihre zwei größten Schätze miteinander teilten. Nicht, dass sie auf diese getrennte Ordnung viel Wert legte, doch die Treppe würde ihr Gewicht weder aushalten, noch würde sie durch den kleinen Spalt, die Treppengeländer und Hauswand schufen, durchpassen.

Das Haus kontrastierte sich nicht nur in Höhe und Breite stark von den anderen. Es gehörte einst Roses Vater und war einmal eine einfache Scheune, die bis auf den letzten Holzbalken

niedergebrannt wurde. Die genaue Ursache für das Feuer kannte keiner. Die meisten vermuteten, dass eines der Tiere wohl gegen eine Öllampe getreten habe. In jedem Fall verloren die Dorfbewohner in dieser Nacht nicht nur ihr Vieh, sondern auch einen aus ihrer Mitte, denn Roses Vater befand sich, aus unbekanntem Gründen, auch zu dieser Zeit im Speicher. Gefangen in einem Meer aus Feuer, während sie mit ihrer Mutter ruhig in ihren Betten schliefen.

Deria vermutete, dass Rose sich ihr deshalb angenähert hatte, weil der Schuppen nur wegen ihr wieder aufgebaut wurde.

Sie öffnete die Türen – der Durchlass war mehr breit als hoch –, klappte die Flügel zusammen und trat in die Behausung ein. Sie musste sich tief ducken, um nicht gegen den Rahmen zu schlagen. Ein überraschend warmer Übergang, dessen Quelle von einem prasselnden Kaminfeuer ausging, hieß sie Willkommen. Ihre Tochter wälzte sich wie ein unruhiger Fisch auf trockenem Grund, über ihren Rücken. Sofort schlug sie die langen Schwinger wieder aus; gerade rechtzeitig, um Binary vor dem sicheren Fall zu bewahren.

„Oh, ihr seid schon da?“, hallte eine tiefe Stimme dumpf vom oberen Geschoss herab.

Derias schuppige Lippen zogen sich voller Vorfriede bis in den Kieferbereich. Ein lautes Klacken folgte den Holzstufen nach unten. Sie drehte sich um. Das erste Mal seit drei Monaten, stand sie ihm endlich wieder gegenüber. Auch auf seinen Lippen, zeichneten die Mundwinkel einen breiten Strich, der auf Backenhöhe mündete. „Willkommen zurück“, sagte sie.

„Ja, es ist schon etwas länger her“, gab er verlegen zurück.

„Drei Monate.“

„Drei Monate“, wiederholte er. Mit verzauberten Augen sah er in die ihren. Zweieinhalb Köpfe kleiner als sie, tat ihrer Liebe keinen einen Abbruch. Nicht einmal, wenn Wochen und weite Wege sie voneinander trennten. Es entflammte ihre Leidenschaft füreinander nur umso mehr, sobald das freudige Wiedersehen anstand.

Seine Augen schweiften ab, als er den kleinen Körper auf Derias Rücken im fahlroten Licht erkannte. „Oh, unsere kleine Prinzessin schläft schon?“ Sein Grinsen wurde breiter. „Wie hast du denn das hinbekommen?“

Deria blickte über ihre Schulter. Binarys Kopf lag auf ihrem rechten Vorderhuf, während der Rest ihrer Gliedmaßen sich eng an ihren Körper schmiegt. „Sie drei Tage wachgehalten.“ Ihr Kopf drehte sich wieder zu ihm. „Müsstest du doch eigentlich von mir kennen.“

„War das eine Anspielung?“, lachte er, um die Röte in seinen Backen zu überspielen.

„Vielleicht. Wer weiß.“ Sie schaute mit gespielter Unschuld zur Seite. Die Augen, mit der er sie liebte, war ihr dabei jedoch nicht entgangen. Sie fand es immer wieder putzig, wie einfach es war, ihn mit ein paar einfachen Worten und Andeutungen, so zu locken. Sie beugte sich tief genug herunter, so das ihr Rücken auf Kopfhöhe zu ihm stand. „Wenn du sie ins Bett bringst, kann ich dem Kamin vielleicht noch etwas mehr Wärme abgewinnen.“

„Sicher. Unsere Prinzessin verdient schließlich ein weiches Bett.“ Er packte mit den Zähnen das Bündel Fell, das Binarys Brustkorb umkreiste und kam kurz vor der Treppe noch einmal zum Halt. „Oh und steck das Haus nicht wieder in Flammen“, nuschelte er über seine Schultern hinweg.

„Das war nur einmal“, entgegnete Deria mit empörter Stimme, doch er war schon nach oben verschwunden. „Was für ein Idiot.“ Sie konnte nicht aufhören zu lächeln.

**Equestria: Jahr 1273, Frühwinter**  
**Das Zeitalter der Sonne: Jahr 580**  
*Das Schloss Wolkenbruch*

Leal beugte sich über das Geschriebene, ging noch einmal in sich und befand, dass alles Wichtige des gestrigen Tages protokolliert wurde. Er verstaute das Blatt für den nächsten Tag in der hinteren, linken Ecke des Schreibtisches, bis der dünne Rand die Mauerwand berührte und verließ den Raum. Sein Weg führte ihn in den westlichen Teil des Schlosses, einen langen und breiten Korridor



entlang; das Klacken der Hufe verlor sich im dünnen Teppichboden, der nur einen schmalen Teil der Kacheln unverdeckt ließ. Er bog in einen weiteren Flur ab, der, im starken Unterschied zum Vorherigen, mit mäßiger Beleuchtung und nackten, ungeschmückten Wänden aufwartete. Keine Fenster oder Bilder, nur Türen und Fackeln.

Der Wohntrakt war nicht von optischer Attraktivität, wirkte sogar mit seinen engen und verwinkelten Gängen eher wie ein Irrgarten aus Schreibfedern, zu Papier gebrachten Werken von jungen Autoren, in dem hinter jeder Ecke ein Minotaurus zu warten drohte. Doch aufgrund der Vielzahl an Räumen, die er zu bieten hatte, die in etwa dieselbe Größe zueinander teilten, war er eine willkommene Lösung für die Schlossbewohner.

Sein Weg führte ihn durch die neunte Tür von Rechts. Er hörte gedämpftes Gelächter auf der anderen Seite. Zwei kurze Klopfer waren sein Markenzeichen, die ihn dazu ermächtigten, einzutreten. Nun, auch so war er dazu berechtigt, ein und auszutreten, wie es ihm beliebte. Jedoch würde Leal von der Stute, die sein Eintreten mit einem müden Nicken begrüßte, sofort die Leviten gelesen bekommen, sollte er sich nicht an *ihre* Regeln halten.

„Guten Abend, Leal“, begrüßte Infermiera ihn mit einer eher abgeneigten Haltung, die sich mit ihrem eher freundlichen Lächeln nicht sonderlich vertrug. Sie war eine hellgraue Stute mit dunkelblauer, schulterlanger Mähne und einem mittellangen, gewellten Schweif. Beide schienen der Pflege etwas nachzuhinken, was dem Gesicht jedoch nicht die Attraktivität nahm. Ihr Lächeln galt der grünen Stute, die nun mit geteilter Aufmerksamkeit zu kämpfen schien. „Wir reden später weiter, okay? Der Oberarzt beehrt uns mit seinem hohen Besuch.“ Sie drehte ihren Kopf erneut zu Leal und stellte sich an die nahegelegene Wand.

Er selbst fühlte sich durch die unerwartete Brüskierung aus dem Sattel geworfen und versuchte der plötzlichen Röte, die seinen Kopf befiel, mit eiserner Miene Herr zu werden. „Nun“, räusperte er sich, „danke, Infermiera.“ Ob er den sarkastischen Unterton getroffen hatte? Die grüne Stute schien ihn zumindest bemerkt zu haben. Zumindest konnte Leal ihr ansehen, dass sie versuchte, eine Verbindung zwischen ihm und Infermiera zu finden, die eine unterschwellige Provokation erklärte. „Wie geht es dir denn heute?“ Da sie ihren Namen und ihr Alter bereits genannt hatte, verzichtete er auf einen förmlichen Ton.

„Etwas besser. Mein Flügel tut immer noch weh.“ Ariane zeigte auf den Flügel, der halbherzig aus dem weißen Stoff herauslugte, welcher ihn stark an ihren Körper drückte und kaum eine Regung zuließ.

„Es wird noch ein wenig Zeit brauchen, bis wir ihn wieder von dem Verband befreien können. Danach müssen wir schauen, ob er überhaupt noch belastbar ist. Das Verheilen wird noch eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen. Den Versuch, von ihm Gebrauch zu machen, rate ich dir selbstredend ab.“

„Hör lieber darauf, was der Onkel Doktor sagt. Er ist unser allwissender Experte auf diesem Gebiet“, fügte Infermiera gehässig hinzu und setzte zu einem weiteren, herausfordernden Lächeln an, das sich seinen Weg zu Leal bahnte. Er rückte seine Brille zurecht, was er oft tat, wenn er sich über etwas aufregte.

„Könnten wir uns kurz einmal draußen unterhalten?“ Sie antwortete ihm nur mit einem kurzen Nicken. Die breiten Wangenknochen erhielten durch das breite, aufgesetzte Grinsen ein noch auffälligeres Aussehen. Mit einem kühlen Blick kratzte sie sein Ego weiter an, als sie mit dem größtmöglichen Abstand, den ihr die Wand zugestand, an ihm vorbei trabte. Er entschuldigte sich bei Ariane für die Unterbrechung, trat durch die Tür und schloss sie hinter sich, als er Infermiera nach draußen begleitete. „Findest du nicht auch, dass du langsam ein bisschen übertreibst?“

Sie warf ihm einen verständnislosen Blick zu. „Womit denn? Ich habe dich mit keinem Wort beleidigt oder deine Autorität untergraben, oder?“

„Du weißt was ich meine, verdammt!“ Sie zuckte gleichgültig mit den Schultern und simulierte mit Blickkontakt zu der Wand das Desinteresse an den Gespräch. Er fühlte, wie ihm die Kontrolle seiner Nerven zu entgleiten drohte. „Mach es einfach nicht vor der Patientin, okay?“, sagte er gereizt.

„Die *Patientin* hat auch einen Namen.“

Unmut bäumte sich in ihm auf. Hinter verschlossenen Lippen, knirschte er affektgeladen mit den Zähne. „Mach einfach deine Arbeit! Wenn der Herr herausfindet ...“

„Der Herr ist ein Grummel, mehr aber auch nicht“, unterbrach ihn Infermiera harsch.

„Du solltest aufpassen, was du sagst. Vergiss nicht, wer dich hier aufgenommen und dich versorgt hat.“

„Und meine Dankbarkeit wird auch auf ewig ihm gehören. Ebenso wie sie für immer dir gehört. Aber – wenn ich so ehrlich sein darf, Leal – du gehst mir im Moment wirklich auf die Nerven. Du bist so abhängig von der ach so hohen Meinung des Herrn, dass du vollkommen vergessen hast, wie man auch einmal eine Acht gerade lassen kann.“ Sie machte einen Schritt näher auf ihn zu. „Das konntest du früher doch sehr gut.“ Ihr Kopf rückte näher an seinen, bis die Lippen fast einander berührten. Ihre Augen formten sich zu schmalen Schlitzten. Zum ersten Mal ritten die Emotionen auf ihren Worten, die nicht von Gleichgültigkeit und blindem Sarkasmus geprägt waren. Ihre Wirkung entfaltete sich brisant, als der sonst so eloquente Hengst in völliger Stille versank; der Blick lag voll und ganz auf ihr. Für einen kurzen Moment waren sie wie aus Stein gemeißelte Figuren; völlig regungslos und schweigend. Die Silhouetten aus flackerndem Feuerschein und Dunkelheit, malten die Umrisse ihrer Körper, bis sich ihr Kopf wieder zurückzog. Die schmalen Lippen zeichneten sich erneut in einer breiteren Linie und die Lider gaben wieder das vollständige Augenpaar preis. Sie lächelte; dieses Mal ließ jedoch die Angriffslust nichts von sich blicken. „Siehst du? Nun bist du viel entspannter.“

Leals Herz trommelte unaufhörlich gegen seine Brust. Sein Blut sprudelte durch seinen Körper, wie ein Wasserfall, der Schwerkraft entgegen strebend, in einen weit laufenden Bach. *Was war das gerade?*

Infermiera zwängte sich an ihm vorbei. Sie hielt beim öffnen der Tür inne. „Leal.“ Seine Ohren schlugen ruckartig nach oben, der Kopf wandte sich ihr zu, bis der Blick über seiner Schulter hinaus, ihren fand. „Schlaf etwas. Es würde dir gut tun.“ Mit diesen Worten drückte sie die dicken Kanthölzer, zusammengehalten aus einigen Nägeln und zwei flachen Eisenstangen, ins Rauminnere und schloss sie hinter sich.

Ein Lächeln, so unsicher zu deuten, wie ein matter, grauer Fleck auf weißem Untergrund, empfing die grüne Stute. „Entschuldige, Süße. Wir hatten da etwas zu klären.“

„Wo ist Herr Leal?“

„Ach, er hat noch so viel anderes zu tun“, spielte sie das eben geschehene Ereignis mit steifer Miene herunter.

Ariane, vorher mit einem unscheinbaren Lächeln gewappnet, spreizte die Mundwinkel weiter in die Höhe. Sie schaute zur Bettdecke, die den unteren Teil ihres Körpers verdeckte, während sie aufrecht gegen das steife Kissen lehnte. „Sie sind eine schlechte Lügnerin. Ich habe sie beide draußen gehört.“

„Wirklich?“, fragte Infermiera ehrlich überrascht. „Trotz, dass wir geflüstert haben?“

„Wenn das für Sie flüstern war, dann möchte ich nicht wissen, wie laut sie eigentlich sprechen können.“ Ihr Lächeln lag schief über ihrem Gesicht. Ihr Kopf drehte sich zu der dunkelgrauen Stute. „Außerdem war es nicht zu übersehen, dass sie sich nicht besonders zu mögen scheinen.“

Infermiera entgegnete nichts darauf. Stattdessen trat sie näher an Arianes Bett und ließ sich auf der Kante nieder. „Du bist ein schlaues Mädchen, Liebes.“

„Nicht so schlau, wie sie vielleicht denken“, bestritt Ariane das Kompliment mit gedrückter Stimme. Es war mehr ein Gewohnheitsspiel geworden, den versteckten Zorn unter zynischer Spöttelei zu bemerken. *Davon hast du ja schließlich oft genug Gebrauch gemacht*, schollt sie sich selbst.

„Du bist zu bescheiden“, antwortete Infermiera und landete auf allen Hufen, als sie sich von der Bettkante abstieß. Sie warf einen flüchtigen Blick auf eines der Blätter, das umgeben von weiteren Papieren verschiedener Farben, zerstreut auf einem Tisch lag.

Ariane erinnerte sich an den Tag, an dem sie aufgewacht war. Es war vor sieben Tageszyklen.

Sie öffnete ihre Augen nur mit tragem Nachdruck. Zu stark war das Gefühl von Müdigkeit und gebrochenem Willen, welches den Körper wie ein Schwall aus Spinnenbissen betäubte, ohne das sich eine nennenswerte Anstrengung in ihrem Gedächtnis meldete. Und noch etwas war merkwürdig. Der Raum, der erst so verschwommen wie ein Blick durch ein vollgefülltes Fischglas erschien, ähnelte von der Beleuchtung und der Wandfarbe keines der ihr bekannten Zimmers. Als sie ihren Huf zu ihren Augen zu bewegen versuchte, durchströmte sie ein fürchterliches Ziehen, das die Aktion harsch unterbrach. Als sie mit einem anderen Körperteil eine Bewegung zu erzwingen versuchte, schnellte ein weiterer Stich durch die Nerven, gefolgt von dem lähmenden Schmerz, der der Fleisch und Knochen befiel.

„Beweg dich nicht“, hörte sie eine Stimme in ihrem Kopf, die sie erst später Herrn Leal zuzuordnen lernte. „Ich werde dir etwas gegen die Schmerzen geben.“

„Wie?“, fragte Ariane die imaginäre Stimme.

„Intravenös.“

„Was?“, fragte Ariane halb lachend, halb keuchend. Eine Antwort bekam sie nicht. Sie fühlte, binnen weniger Herzschläge, die tiefen Stiche zu dumpfen Schlägen verkommen, bis sie sich nach und nach von ihr verabschiedeten. Ihre Lider fielen wie von selbst zu und eröffneten eine Welt der Dunkelheit.

Ein Schleier aus feiner Seide schlang sich wie ein enger Mantel um ihren Körper. Mit Neugierde und Angst folgte sie dem Verlauf des nicht enden wollenden Stoffs, der sie, wie ein Schmetterling in einen Kokon gehüllt, einwickelte. Der durchsichtige Halt, den sie noch vor wenigen Lidschlägen unter ihren Hufen zu spüren vermochte, verlor sich plötzlich unter dem Gefühl eines freien Falls in ungewisse Tiefe. Erst als der hauchdünne Seidenstoff sich von selbst löste, schaffte sie es, ihre Flügel zu strecken und den Sturz abzubremsen. Es donnerte und zischte, ohne einzige Wolke an dem finsternen Firmament zu erblicken. Die Luft schnitt durch jedes einzelne Haar ihres Körpers und der Regen peitschte sie mit solcher Härte und Erbarmungslosigkeit, dass Ariane ihre Tränen nicht zu unterdrücken vermochte.

Dann, ganz plötzlich, kamen auch sie. Die grauen Wolken schoben sich durch die endlos erscheinende Dunkelheit und sprachen dem Nichts die Daseinsberechtigung ab. Sie waren die Vorläufer des Bildes, das sich nach und nach vor ihrem Augen mit den verschiedensten Farben von selbst zu Malen begann. Der Wind gewann an Stärke und mit ihm auch die kalten Tropfen, von denen jeder wie eine Nadel stach. Unter ihr formten sich aus Wasser und Land, ein Labyrinth aus einer Sumpflandschaft und scharfkantigem Gestein. Der widerwärtige Gestank aus vermodertem Kadavern, die in diesem Labyrinth verendet oder in dem versinkenden Schlamm keinen Ausweg fanden, blähte die Luft in einer giftig-grünen Dunstwolke auf und zwang sie zu würgen. Ihr Magen drückte gegen die Innenseite der Bauchwand, während die Magensäure den Weg hinauf in die Speiseröhre zu erklimmen begann. Ihr Gleichgewichtssinn versagte ihr den Dienst, als sie sich zum wiederholten Male mit dem Luftstoß drehte.

Der Sturm schubste sie wie ein Spielzeug hin und her und mit jedem weiteren Stoß, der wie ein kräftiger Schlag ihren Körper traf, rückte sie den scharfen Felsen immer näher bis sie mit dem Kopf gegen die unfeine Wand aufschlug und wie ein schwerer Sack Kartoffeln, in den Sumpf fiel. Erst war es nur die linke Hälfte ihres Körper. Aber keine drei Lidschläge waren getan, als die stinkende, dickflüssige Brühe sich auch den Rest ihres Körpers holte und sie zu einem weiteren Fang des Moors machte.

Es quoll in ihre Nüstern, brannte in ihren Augen und rang ihr die Luft aus den Lungen. Ihre Hufe waren starr und ließen sich nicht zum paddeln befehlen. Und dann, nur kurze Zeit später, quittierte Ariane ihre Bemühungen, sich retten zu wollen. Ihr Gesicht drehte sich noch einmal der Oberfläche zu. Sie konnte sie nicht mehr sehen.

Etwas huschte mit galoppierendem Tempo an ihr vorbei. Seit geraumer Zeit dröhnte schon dieses laute Klacken in ihrem Kopf. Doch erst jetzt fiel ihr auf, dass ihre Augen durch die Wimpern durch starren. Sie folgte dem grauweißen Gebilde, bis es zum Stillstand kam und eine nähere Betrachtung

zuließ. Sie schaffte es, dem verschwommenem Gebilde eine Statur zuzuordnen, welche sich von dem Mantel der unscharfen Kanten lossagte. Es war eine Stute. Ihr Blick jagte durch den Raum, während der Ausdruck von Stress und der Geruch von Schweiß an ihr haftete.

Das Gesicht der Stute erstarrte in jenem Moment, als sich ihre Blicke trafen. „Da bist du ja“, sagte sie mehr flüsternd, als normal sprechend. Doch das bedrohliche Gesicht, das die Bereitwilligkeit zur Gewalt offenbarte, war in jedem Fall präsent.

Ariane sah sie zweifelnd an. An einer Frage scheiterte sie, als die Stirn der Stute in einem gelblich glimmenden Schimmer aufleuchtete. Erst auf dem zweiten Blick konnte Ariane das Horn ausmachen, von dem der Schein ausging. Mit ihren Zähnen, hielt sie ihre Zunge fest, die über den Rand der Lippen hinaus lugte. Es war ein unscheinbarer Reflex, der ungewollte Geräusche in Form von austretenden Lauten, zurückhielt.

„Und ... hab dich!“

Ariane vernahm ein leises Quicken, das sich in gequälter Hysterie in ihren Gehörgang bohrte. Plötzlich huschte etwas vor ihrem Auge hervor, das ihre Starre löste und ihrer Kehle einen kurzen aber lauten Schrei entlockte. Es war ein sehr dunkles Grau, welches wild in der Luft zappelte und sich aus dem Griff der Magie zu befreien versuchte.

„Ekelhaft, diese Mäuse! Du wirst gleich entsorgt.“

„Entsorgt? ... Nein!“ Leben kehrte in Arianes Glieder zurück. Ihre Vorderhufe quälten ihren Körper schlagartig in die Höhe. Den strafenden Schmerz dafür, sollte sie erst Minuten später spüren.

Die Stute machte einen weiten Satz nach hinten. Mit einem schrillen Schrei schnellte einer ihrer Vorderläufe schützend vor ihrem Körper, als würde sie jeden Augenblick ein hervor schnellendes Messer erwarten. „Du bist wach? Oh nein, die Maus!“ Der kleine Nager nutzte den ihm gegebenen Vorsprung und quetschte sich unter dem dünnen Spalt des Bettes. „Jetzt ist sie weg. So ein Mist“, seufzte sie.

„Tut mir Leid“, log Ariane.

„Kein Problem.“ Die Stute starrte noch eine Weile auf den Spalt des Bettes, durch den weder Huf durchpasste, noch Augen etwas erkennen konnten, würde sie sich flach auf den Boden legen. Ariane deutete den Ausdruck in ihrem Gesicht als eine Mischung aus Enttäuschung und Anspannung. Sie blickte auf und verharrte einen Moment in einer Rolle als stille Beobachterin. Weit, weit hinter dem undurchsichtigen Fenster, das ihr die optische Wahrnehmung ihrer Umgebung verantwortlich war, konnte Ariane einen Funken in der Dunkelheit aufflackern sehen. „Oh! Oh, du bist wach!“

„Ariane? Ariane.“ Sie wurde von dem stetig in ihrem Kopf widerhallenden Ruf ihres Namens, wieder in die Gegenwart beordert. „Ah, du bist wach. Schade.“

„Schade?“, wiederholte Ariane und musterte das kecke Grinsen Infermieras. „Wieso ‚schade?‘“ Sie hielt sich misstrauisch einen Huf vor die Brust.

Diese wandte ihren Blick der Wand zu. „Ach, nicht so wichtig.“

Gefangen zwischen einer steinharten Matratze, die genauso gut auch hätte aus Fichtenholz sein können und einer Decke, die sich schwer auf ihre Beine legte, erkannte Ariane die mangelnden Fluchtmöglichkeiten, die ihr geboten worden. Auf abstruse Art und Weise fühlte sie sich dennoch köstlich amüsiert. Infermiera war eine sehr eigene Persönlichkeit, das hatte sie bereits in den ersten zwei Stunden, in denen es hauptsächlich um ihre Lieblingswerke großer Autoren dieser Zeit ging, erkannt. Sie hasste Mäuse und fürchtete ihre größeren Verwandten: die Ratten. Vielleicht war es auch anders herum. Ob das eine Rolle spielte, würde nur Infermiera wissen können, da das Endergebnis eh das Selbe blieb. Ariane erwischte sie jedoch einmal dabei – und hier begann es für sie sehr verrückt zu werden – wie sie eine Spinne mit einem Glas einfüng, ein Stückchen Papier als Untergrund für den achtbeinigen Insektenfresser missbrauchte und mit ihr aus dem Raum verschwand, ohne auch nur einen Moment der Abscheu in ihrem Gesicht zu lesen.

Ariane war da ganz anders. Sie liebte kleine Nagetiere. Mehr noch: sie vergötterte sie. In ihren Augen waren es die schönsten Tiere, die auf dieser Welt ihren Platz zum Überleben suchten. Sie waren schnell, agil und äußerst lernfähig. Sie konnten sich überall verstecken und ein Zuhause bauen. Eine Eigenschaft, für die die junge Stute ihre Flügel hergeben würde. Niemals könnte sie einem dieser kleinen Langzähne etwas antun. Bei Spinnen war sie allerdings weniger zimperlich. Und wo ihr der Gedanke an diese ekligen Innereienschlürfer kam: „Du bist eine sehr seltsame Stute“, sagte sie im ostentativen Tonfall.

„Du bist nicht die Erste, die das sagt“, zwinkerte sie Ariane zu. Beide lachten auf. Sie lachten über fast alles. Es war ein ironischer Zug des Lebens, dass diese beiden sich so blendend verstanden, wo doch ihre Abneigung gegen die Flora Equestrias, nicht als einziger Unterschied zwischen ihnen herhielt.

Infermiera trabte erheitert zu dem Tisch, der gegenüber dem Bett stand und bis auf ein paar beschriftete Papiere und einer mit Luft gefüllten Spritze nichts anderes hergab. Es fehlte etwas und sie wusste, was. *Ich Schussel. Jetzt hab ich mich hier fest gequatscht und völlig das Fläschchen vergessen.* Sie machte ein entschuldigendes Gesicht, als sie sich umdrehte. „Ich muss dich mal kurz alleine lassen. Ich komme aber gleich wieder.“

Ariane wollte noch etwas sagen, nicht mehr als ein einfaches „Okay“, bekam aber nicht mehr die Gelegenheit dazu. Infermiera war so schnell aus dem Raum gestürmt, dass sie nicht einmal über das Wort nachgedacht hatte. Letzten Endes war es auch egal, denn ihr Austritt kam Ariane nicht ungelegen.

Sie beugte sich über dem Rand des Bettes hinaus – das unglaublich schmerzhaftes Ziehen des Körpers, der ihr die strapazierten Nerven, noch mehr aber die noch längst nicht verheilten Verletzungen nachtrug, versuchte sie mit bloßer Willenskraft zu verdrängen – und klopfte zweimal auf dem Boden. Auf dem unbedeckten Stein erklang das Klopfen lauter, als eigentlich gewollt. „Du kannst jetzt rauskommen, sie ist weg.“

Etwas huschte zögerlich unter Bett hervor. Ein leises Quicken speiste ihre Ohren, wie die seichten Klänge eines Opernstücks.

~\*~

Amber lachte verlegen. Es füllte den Raum, der voll von Behältnissen, verschiedenster Größen und Nutzen war. „Aber es ist wahr“, fügte sie hinzu und vergaß dabei ganz die Kleidung, die sie eigentlich über das gewellte Blech hätte jagen müssen. Der Hengst, mit dem sie sich in Gesprächen verlor, war ihr engster und – sie fühlte zumindest in dieser Weise so – einziger Freund, Arrow Eye. Ein durchtrainierter Körper, der unter den Folgen der Zeit sichtbare Altersstufen durchlebt hatte, war, neben seiner überdurchschnittlichen Größe von einer ganzen Halslänge und dem safranfarbenen Fell, sein visuelles Merkmal. Die Formungen und Rundungen, die seinen Körper einmal wie eine unebene Hügelkette malerisch über seine Beine und seinen Bauch zeichneten, waren nur noch schwache Andeutungen, die sich unter dem Fell verloren.

„Und trotzdem glaube ich dir das nicht“, spielte er sich lautstark in der Rolle als Zyniker auf und tippte ihre Schulter leicht an, die einen leichten Schlag simulieren sollte. Seine Stimme war von einem sehr ruppigen Klang; völlig im Kontrast stehend zu seiner Persönlichkeit, wie Amber fand. Die tiefen Krater, die sich über die Jahrzehnte durch sein Gesicht gruben, machten ihn optisch zum ältesten Pony, das im Schloss lebte. Doch was sie an ihm wirklich schätzte, ja sogar liebte, war seine Art, mit ihr zu reden. In seiner Gegenwart – und nur in seiner – hatte sie das Gefühl, stets sie selbst sein zu können, egal worum es ging. Er verstand sie, zeigte sich geduldig und war sich nie zu schade, seine Zeit mit ihr zu verbringen. Denn innerlich wusste Amber, wie sehr sie doch als Last für die anderen Schlossbewohner galt. Doch nicht für ihn. Kein Wort sprach er mit ihr oder über sie, das in scharfem Ton, in Kritik oder in Beschwerden mündete.

„Dann glaub mir eben nicht“, tat sie beleidigt, wohl wissend, dass er die schauspielerische Glanzleistung hinter Wort und Klanglaut, zu entdecken fähig war.

„Das hat nichts mit Glauben zu tun“, erklärte er und tat sich gut in seiner Position als besserwisserischer Provokateur. Er rückte ein gutes Stück näher zu Amber herüber. Die robusten Holzbeine des Hockers scharrtten dabei in einem widerlich-schrillen Klang, der ihr bis in die Zähne reichte, über den Boden, der vor sehr langer Zeit wohl noch einer Fichte nicht unähnlich war. Der im Schaum badende Stoff zeigte sich vergessen, als Arrows Kopf so nahe an den ihren rückte, dass sich ihre Wangen beinahe berührten. „Eine andere Frage: wie läuft es mit Leal?“

Amber lief rot an. „W-w-wie meinst du d-das?“

„Na“, begann er, sichtlich amüsiert über ihre Reaktion, „er hat dich als Assistentin behalten. Kein anderer zeigte sich so lange geduldig mit dir, wie er. Vielleicht mag er dich.“

Das in dem Kopf geschossene Blut, zog sich wieder in den anderen Bahnen ihres Körpers zurück. Einzig ihre Wangen behielten diese charmante Farbe weiterhin und untermalten das schmale Lächeln, das er immer so gerne an ihr sah. „Ich glaube, er macht das nur, damit ich die anderen nicht bei ihrer Arbeit störe. Bestimmt wäre er auch froh, mich los zu sein.“ Den letzten Worten haftete ein Hauch von Schwermut an.

„Ach was. Hier will dich niemand loswerden.“

„Das ist nicht wahr und das weißt du“, versuchte sie die Mundwinkel in ihrer Position verharren zu lassen, nur um dem aufkommenden Seelenschmerz nicht noch ein optisches Bild zu schenken.

„Nenn mir nur einen, der dich deiner Meinung nach aus dem Schloss haben will.“

Amber blickte auf das Tuch, das noch immer bewachsen von Flecken, dass Wasser aufsaugte. Sie hatte sich nicht nur einmal die Frage gestellt, wie solche Flecken ihr Dasein als Geschwüre für den feinen Stoff fristeten. Wie sie damit umgingen, dass sie verhasst in die Welt eintraten und sie genauso wieder verließen. „Es müssen nicht immer Worte gesprochen werden, um auszudrücken, was man denkt“, antwortete sie schließlich auf seine Frage. Dass ihr Lächeln seit dem Blickkontakt zum Tuch nicht länger präsent war, hatte sie nicht bemerkt. „Manchmal weiß man es einfach ...“

Arrows Kopf distanzierte sich von ihrem. Sie war um so vieles kleiner als alle anderen im Schloss. Und das nicht nur in der Körpergröße. Wie jeder andere, der an diesem Ort gelandet war, hatte auch sie einen Grund hier zu sein. Doch selbst mit ihm hat Amber nie darüber gesprochen. Gelegentlich konnte er jedoch beobachten, wie sie in ihren Gedanken, jenen schicksalhaften Moment durchlebte, der sie wie ein roter Faden durchs Leben, bis hin zu diesem Ort führte. Niemand vergaß die Sünden und den Schmerz, der jedem einzelnen Pony hier widerfahren war. Auch er nicht. Doch sie lebte diesen Augenblick voller Leid und er war so deutlich erkennbar, dass er ihn wie ein verschwommenes Bild in ihren Augen sah. Es fehlten nur die Konturen, die Linien, die Muster. Das Schlimmste für ihn jedoch war ... *Sie ist so jung. So unglaublich jung und schon so völlig ihrer Lebensfreude beraubt. Sag etwas zu ihr, du alter Narr. Dein Schweigen hält schon viel zu lange.* Er brach die Ruhe. „Darf ich dir eine Geschichte erzählen?“

Amber schaute gespannt auf; ein fröhliches Lächeln kam zeitgleich mit einem Nicken. Sie liebte Arrows Geschichten. In den Meisten ging es hauptsächlich darum, wie er als junger Hüpfen durch das Land reiste und Abenteuer erlebte. Es waren obskure Geschichten, deren Echtheit etwa mit einer rosafarbenen Wolke zu vergleichen war. Ihre Lieblingsgeschichte war, wie er einmal mit bloßen Hufen einer Seeschlange das Mittagessen aus den Zähnen pulte, während er sich dabei mit ihrer Zunge unterhielt. Sie konnte sprechen. Und es war die Geschichte, mit der er seine erste, freundliche Annäherung zu ihr begann.

„Es gibt Raben, die mit einem weißen Federkleid geboren werden. Wusstest du das?“ Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Weil sie so völlig anders sind, werden sie seit ihrer Geburt verstoßen. Ihre Eltern weigern sich, sie zu füttern und sollten sie dem grausamen Schicksal des Hungertods entkommen, so droht ihnen ein Leben in unendlicher Einsamkeit. Andere Raben hassen sie, weil sie so anders sind. Sie werden von ihnen geärgert und sogar angegriffen. Und ausgeschlossen von ihren Artgenossen, fristen sie ihr Leben, bis zu ihrem Dahinscheiden, allein.“

Er stoppte die Erzählung. Sie erwartete noch etwas, auch wenn sie selbst nicht wusste, was. Ihr fehlte diese typische Pointe, die diese Geschichte zu einer *Arrow Geschichte* kürte. Doch nichts kam, außer bedrückende Stille. Und allmählich verlor sich ihr Lächeln.

„Ich sehe, du verstehst nicht ganz, was ich dir damit sagen will.“

„Ehrlich gesagt, nein ...“

„Wie oft im Leben hast du schon einmal einen weißen Raben gesehen?“

Eine Woge der Unsicherheit überkam sie. Sie konnte sich an kein einziges ihrer Gespräche mit ihm erinnern, in dem sie sich so unwohl gefühlt hatte, wie in diesem. „K-keinen, glaube ich.“

„Weil sie selten sind. Die in weißen Federn gekleideten Raben sind ein Naturphänomen, das kaum einer kennt. Sie sind um so vieles schöner als die, mit den schwarzen Federn, weil sie unter der Menge herausstechen. Alle Augen ruhen auf den weißen Punkt im schwarzen Bild.“ Amber starrte nachdenklich auf den dunklen Holzboden. Der fehlende Blickkontakt rührte ihn nicht, er fuhr fort: „Diese Vögel werden von den anderen gemieden und gehasst, eben weil sie so besonders sind. Auf ihre Weise.“ Sein linker Huf glitt behutsam über ihre Wange, hinab bis zur Spitze ihres schmalen Kinns. Er hob es an, bis sich die Augen in der Mitte trafen. „Wenn man ihnen nur eine Chance gibt, so würde man ihren wahren, unschätzbaren Wert erkennen.“

Ihr Herz pochte schneller als gewöhnlich. Sie fühlte ein stechendes Brennen in ihren Augen, als würden beißende Dämpfe ihre Netzhaut attackieren. Ihr Kopf glitt an seinem Huf vorbei. Wie von selbst umschlangen ihre Vorderläufe seinen Körper. Die Fellhaare waren lang genug, dass sie ihr Gesicht in ihnen vergraben und die feste Struktur darunter abfedern konnte. Die Haare sogen auf, was ihren Augen unkontrolliert entfleuchte, während ihre Stimme nur gedämpft den Weg aus dem pelzigen Dschungel fand.

Einer seiner Hufe presste sie, ohne die nötige Sänfte nicht missen zu müssen, fester an sich, während der andere über die seichte, goldbraune Mähne strich. Die Mundwinkel zogen in einer schmalen breite nach oben. All der angestaute Kummer, er würde nun weggespült werden. *Der erste Schritt ist getan.*

~\*~

*Kalt und dunkel.* Sie erinnerte sich, wie sie das Kapitel ihres Lebens nannte, das sich in jener verheißungsvollen Stunde aufschlug, als sie sich ihrer Schuld bewusst wurde. Es war kalt und dunkel, an jenem verschneiten Winterabend, als sie das Schicksal zum Schloss führte, um hier für ihre Sünden Buße zu tun. Es war kalt und dunkel, als sie das erste Mal die vielen, endlosen Gänge und Korridore durchstreifte. Gepflastert mit eisigen Steinen und wenig Licht. Ein Kind, in einer Welt voller Sünder. Sah so etwa der Vorraum zum Hades aus?

Infermiera versteckte ihre Gedanken hinter einem fröhlichen Summen und freundlichen Grüßen. Das Lied, das sie mit geschlossenen Lippen sang, war auf ihren Vater zurückzuführen. Er kannte viele Lieder und jedes lernte sie auswendig. Ihre Mutter sang nie für sie. Infermiera wusste erst später wieso, als sie sich in der Schule ganz furchtbar blamierte, weil sie doch so unbedingt dem Schulchor beitreten wollte. Als es zur Gesangsprobe kam, füllte eine Stimme, engelsgleich und voller Wärme, den Raum und die Herzen aller jungen Ponys. Doch es war nicht ihre. Infermiera hörte die Stute, die nicht viel älter als sie selbst war, singen und merkte eine bis dahin unbekannte Furcht in ihr aufsteigen. Nie zuvor war sie sich einer Sache so unsicher gewesen, wie bei dieser. Dabei kannte sie doch all die schönen Lieder, die ihr Vater ihr jeden Abend vorgesungen hatte. Und als sie dann endlich aufgerufen wurde, war das starke Zittern ihrer Beine und die ungewohnt scharfen Blicke der alten Traumzerstörer, wie das Eindringen eines scharfen Schmiedewerkzeugs, in die Eingeweide ihres Körpers. Wie schlimm sie letztendlich gesungen hatte, war so schnell verdrängt, wie Prinzessin Celestia die Sonne empor steigen lässt. Eine ihrer Freundinnen erzählte ihr später, dass es eher mit einem Krächzen zu vergleichen gewesen wäre. Natürlich waren die kränkenden Worten nur als beiläufiger Scherz gemeint. Ihr Vater reagierte mit ein paar aufmunternden Worten und einer mehrteiligen Umarmung. Ihre Mutter zeigte sich hingegen mit scherzhaften Aussagen, wie: „Wie die Mutter, so die Tochter.“ Die Tränen, die Infermiera am späteren Abend vergossen hatte, ließen sich jedoch mit keiner Geste der Eltern wegwischen. Und ihre wahre Berufung, die sie fälschlicherweise über mehrere Jahre dankbar für sich entdeckt hatte,

war nur eine aufrecht erhaltene Illusion, die sich wie der frühe Morgennebel einer regnerischen Winternacht, über den matschigen Boden der Straßen deckte. Ein Spaß, den sich das Leben mit ihr erlaubte. Ihr Schönheitsfleck, eine kleine Medizinflasche, um die sich eine weiße Bandage, ohne sichtliche Berührung schlängelte, war nichts weiter, als eine gebrandmarkte Lüge.

Ihr Summen verlor an Kraft und Heiterkeit, als sie *endlich* ihr Ziel erreichte. Es waren Wegmomente wie diese, die die Touren durch das Schloss zu einer Entdeckungsreise machten. Sie stemmte ihren viel zu leichten Körper gegen das sperrige Stück Holz, das von seinem festen Haltepunkt noch *dankbarer Weise* von den verrosteten Scharnieren unterstützt wurde. „Blöde Tür!“ Sie schlug mit ihrer Schulter voran, auf das breite Ungetüm ein. „Blöder Rost!“ Und nochmal. „Blöder Typ, der die blöde Tür schon lange reparieren wollte!“ Und wieder. Sie gab auf, als die Schulter sich mit Schmerzen beschwerte und trat einen Schritt zurück. *Leal, wenn ich dich nochmal sehe, trete ich dir deinen Schönheitsfleck von der Flanke.*

Eine Weile saß sie da, untätig, nichts tuend, außer die mit altem Metall zusammengehaltene Holzreihe finster anzustarren. Hunderte Male, tausende Male, hatte sie ihn darum gebeten, die ganzen Heilkräuter, die Salben, die Flüssigkeiten, Bandagen, Pflaster, Spritzen, einfach alle medizinischen Utensilien, in einem Zimmer zu verstauen, dessen Raummaß größer sind und dessen Tür von vorgeschobenen Riegeln und nicht von Feuchtigkeit porös gewordenem Eisen, festgehalten wird ... unterstützt von vorgeschobenen Riegeln. Und es war nicht so, dass dieses Problem ein eher jüngstes war. Das ganze Schloss war allmählich von der Natur zu stark geschunden worden. Der Mörtel bröckelte bereits an einigen Stellen und gab Zuglöcher frei, durch die Feuchtigkeit und – gerade zu dieser aufkommenden Jahreszeit – kalte Luft innerhalb der Mauern eindrang.

Sie starrte verbissen auf das kleine Loch, das höhnisch um den Einlass eines Schlüssels bat, den sie nicht besaß und wohl nie besitzen würde, weil ein gewisses Einhorn, dessen Name sie im Moment weigerte auch nur zu denken, ihr kein Vertrauen schenkte. Vielleicht aus gutem Grund, wie sie sich selbst eingestehen musste, war sie doch nicht immer rücksichtsvoll mit dem Gehalt einer schmerzlinde Dosis umgegangen. Doch jetzt, wo sie der Pflege einer hilfsbedürftigen Stute zugesprochen wurde, war es doch mehr als nur richtig, dass sie den Zugang zu dem medizinischen Reservat bekam, oder etwa nicht?

„Es bringt alles nichts“, seufzte sie. Leal zu bitten, war sie schlichtweg zu stur. Zumal der Rost sowieso das eigentliche Problem war. Oh, die Tür ließ sich gewiss öffnen. Allerdings immer auf eine eher unkonventionelle Art. Und es wäre nicht das erste Mal, dass die Tür repariert oder gar ausgetauscht werden müsse. „So, wie ging der noch gleich ...“ Eine gelbliche Aura schwang um das Horn, die an Intensität zunahm. Sie konzentrierte sich einzig und allein auf das Schlüsselloch, richtete ihr Horn auf es aus, und ... *klack*.

Ihre Ohren zappelten freudig auf und ab. *Es hat funktioniert! Ist ja der helle Wahnsinn.* „Ich bin einfach die Beste“, sagte sie voller Stolz. Und nach einem ausgiebigem Schulterklopper, legte sie ihren Huf auf den Griff und unternahm den Versuch, sie in den Raum zu pressen. Als sie drückte, sprang ihr etwas exakt zwischen die Augen und zwang sie zwei Schritte zurück. Sie fasste sich mit schmerzhaftem Stöhnen an die Stirn und sah voller Verwunderung auf ihren Huf. „Eine Schraube? Oh nein.“ Die Freude blätterte so schnell von ihr, wie wie die porös gewordene Farbe, an einer zerklüfteten Wand.

Noch ehe das letzte Wort gesprochen war, füllte ein entsetzlicher Lärm die Ruhe des Korridors. Holz das zersprang und aufeinander schepperndes Eisen, geräuschvoll zu einem einzigen kurzen aber lauten Ton vereint, von einem Echo begleitet und durch die engen Räume dröhnte.

Als sie ihre Augen wieder öffnete, nachdem sie sie instinktiv, wegen des, in ihre Ohren eindringenden Krachs, geschlossen hatte, lagen die Überreste des ehemaligen Raumverbinders vor ihren Hufen. „Oh Klasse. Das wird mir Leal ewig vorhalten.“ Mit schwerem Kopf und einem Gesicht, das sich nur mit dem eines Beutelteufels vergleichen ließ, betrat sie den Raum, nahm sich was sie brauchte und suchte so schnell wie möglich das Weite.



Erst als der Wohntrakt erreicht war, wägte sie sich in Sicherheit und strich sich keuchend die Schweißperlen von der Stirn. Auch wenn sie eigentlich niemand verfolgte. Hatte dieser infernalische Lärm überhaupt irgendwelche Ohren erreicht? Sie blickte wie ein paranoides Jagdopfer über ihre Schulter. Keinen Verfolger vermochte sie zu erspähen. Sie atmete einmal kräftig aus und nahm ihren Weg wieder auf.

Als sie ihr Eintreten mit einem Klopfen ankündigte, wurde ihr eine hastige Bewegung von Ariane gewahrt. Gleich darauffolgend lächelte sie verschmitzt und entblöbte dabei eine reiche, glänzend weiße Zahnreihe. Infermieras Mundwinkel sanken fragend nach unten. „Ähm ... was hast du denn da gerade gemacht?“

„Nichts? Was soll ich denn gemacht haben?“, fragte Ariane mit eingefrorenem Grinsen.

Infermiera simulierte ein kurzes Lachen, ohne den passenden Klang zu geben. „Das frage ich dich ja.“ Mit fixiertem Blick auf ihre Patientin, schloss sie die Tür hinter sich zu. Diese hielt an ihrem Gesichtsausdruck, der einem Jecke ohne bunt-fröhliche Aufmachung gleichkam, weiterhin fest. „Na ja, ist wohl auch nicht so wichtig. Zumindest bin ich nicht sicher, ob ich es wirklich wissen will“, sagte sie schließlich mit resigniertem Seufzer und begab sich zu dem Tisch. Auf ihm stellte sie ein kleines Behältnis ab, das sie aus dem Raum mitgenommen hatte.

Ariane schaute neugierig an ihr vorbei und versuchte einen Blick auf das kleine Stück Ton zu erhaschen. Es war in der Farbe einer Weide unter strahlendem Sonnenschein und gerade noch groß genug, um unter einem Flügel unauffällig Platz zu finden. „Was ist das?“

„Es lindert den Schmerz und hilft dir heute Abend einzuschlafen.“

„Also ein Schlafmittel?“

„Ja und nein. Es ist ein bisschen mehr als das“, zwinkerte Infermiera ihr zu. Aus einem kleinen Schrank, der über dem Tisch an der Wand befestigt war, holte sie eine kleine Spritze heraus, die sie sofort wieder wegsteckte, als ihr das bereits auf dem Tisch liegende Injektionswerkzeug gewahrt wurde. Ein kritischer Blick in die zwei Fächer enthüllte ein paar Gläser, deren unterschiedlich farbiger Inhalt sich allmählich dem Ende neigte, zwei lose herumliegende Verbandsrollen, die bereits Opfer von Staub und anderen Schmutzpartikeln geworden waren und drei weitere Spritzen. *Wir sollten langsam wieder unseren Vorrat auffüllen, wenn wir sie durch den Winter bringen wollen. Vor allen Dingen sind die Verbände nicht mehr zu gebrauchen. Wenn du der Inventur nicht nachgehen kannst, dann übergib die Arbeit jemand anderes, Leal*, dachte sie zynisch. Sie hielt ihre Gedanken jedoch in ihrem Kopf, als sie die silberne Spitze in das Behältnis tunkte und sich die Tülle langsam mit der blass-orangenen Flüssigkeit füllte.

„Was genau ist es denn?“ Arianes Wissbegierde kannte keine Grenzen.

„Was es kann, habe ich dir ja bereits gesagt. Und den medizinischen Fachausdruck zu nennen, würde dir sowieso nichts bringen.“

„Aber vielleicht hilft es mir, wenn ich mir mal wieder etwas tue.“

Infermiera ließ die Kanüle aus dem kleinen, runden Tongefäß heraus, beäugte dreimal hintereinander den dünnen, schwarzen Strich, der den Inhalt in Zahlen messte und legte das Spritzgerät zur Seite. In einer halben Umdrehung lehnte sie mit dem Becken gegen den Tisch. „Wenn du dir *wieder einmal etwas tust*?“, fragte sie mit ungläubigem Nicken. Das Lächeln zu der betonten Aussage fehlte, um den Witz nach Außen zu tragen. Ariane zog eine hilflose Miene. Infermiera erkannte, dass dem jungen Ding erst jetzt bewusst geworden war, was sie da eigentlich gesagt hatte. „Du bist bestimmt das Sonnenscheinchen der Schule, hm?“

„Eigentlich nicht. In der Schule lernt man weniger, als man eigentlich weiß. Und beliebt war ich dort auch ehrlich gesagt nicht“, erklärte Ariane und verzog die Lippen zu einem Schmolmund. „Ich bin seit Ewigkeiten nicht mehr zur Schule gegangen.“

„So schlimm, hm?“ Auf die Frage folgte ein zustimmendes Summen. „Wie hat deine Mutter darauf reagiert?“

„Überhaupt nicht“, antwortete Arinae barsch. „Sie hat nur gesagt, dass nicht alles so rosig sein kann und ich mich freuen sollte, überhaupt eine Schule besuchen zu können.“ Sie schwang ihren linken Huf empört, über das eigene Gesprochene, aus und zog ihn im nächsten Moment wieder zu

sich, als ihr Körper sie für diese hastige Bewegung, mit einem Stechen strafte, dass tief in die Knochen drang. „Sogenhart war die schlimmste Zeit meines Lebens“, sprach sie gedrückt, während sie ihren Vorderlauf streichelte. Mehr noch als der physische Schmerz, war es der seelische, der ihr den Kloß im Hals bescherte.

*Sogenhart. Die Bergfestung, die vor fünf Jahren eine unschätzbar hohe Zahl an Opfer forderte.* Infermiera entsann sich zu ihrer Zeit als Ärztin, sich um einige Überlebende der Sogenhart-Katastrophe gekümmert zu haben. Es waren nur Pegasi. *Und selbst von ihnen, haben es nicht alle geschafft*, fügte sie gedanklich hinzu.

„Nach Sogenhart bin ich jedenfalls nie wieder zur Schule gegangen.“

„Verstehe.“ Infermiera legte einen, eher ungewollten, reservierten Beiklang in ihre Stimme. Sie war wieder ganz in ihrer Welt gefangen. Diese dunkle, triste Welt, voller Leid und Grauen, in der das einzig Gute im Schatten ihrer eigenen Hoffnungslosigkeit verkümmerte. Sie beugte sich ein wenig zur Seite und suchte die Tischplatte nach der Spritze ab, bis sie sie ertastete. Ihr linkes Auge nahm den Blickkontakt zu dem flüssigen Gehalt in der Kanüle auf. Sein Anblick wirkte hinreißend, betörend, einfach unverzichtbar. Sie kaute unaufhörlich auf ihrer Lippe herum. Es war einfach so ...

„Infie?“

„Was?“, schreckte Infermiera auf und schaffte den verlorenen Stand schnell wiederzuerlangen, indem sie sich auf dem Tisch abstützte.

„Was ist los? Du wirktest gerade so ...“, sie pausierte und suchte nach dem geeigneten Wort, „verbannt.“ Das war nicht das richtige Wort, aber es wollte ihr in diesem Augenblick kein anderes einfallen.

„Verbannt?“

Ariane nickte hastig. „Ja, als ob du auf einmal in einer ganz anderen Welt wärst.“

„So ganz falsch liegst du damit nicht“, flüsterte sie.

„Was?“

„Ach nichts“, log Infermiera. Sie klatschte zweimal in die Hufe und legte die Mundwinkel wieder nach oben, während die Spritze von der Magie gehalten wurde. „So, es ist höchste Zeit nun schlafen zu gehen.“

„Jetzt schon?“

„Ja, jetzt schon.“ Mit der Spritze im Anschlag, bewegte sich Infermiera auf Ariane zu. Sie griff sich vorsichtig ihren Huf, stach die Kanüle in das Fleisch und pumpete die Flüssigkeit in den Blutkreislauf.

„Infie?“

„Mhm?“ Sie deckte den kleinen, roten Punkt mit dem letzten Pflaster ab, der auf dem Tisch noch frei herumlag.

„Ist auch wirklich alles in Ordnung?“ Ariane schenkte ihr einen besorgten Blick. „Du weißt, wir können über alles reden. Das weißt du doch, oder?“

„Natürlich weiß ich das.“ Ihr Huf umfasste den Kopf der jungen Stute und drückte ihn an ihre Brust. „Wir sehen uns dann morgen wieder. Schlaf gut.“ Sie ließ von Ariane ab und drehte sich zur Tür. Die gebrauchte Spritze glitt durch die Luft und folgte ihr im geringem Abstand. Ohne auch nur noch einen weiteren Blick über ihre Schulter zu werfen und dem brennendem Verlangen, noch einmal ihr Wohlbefinden zu prüfen, schritt sie durch die Tür und schloss sie wieder.

Sie folgte den immer gleichen Gängen mit der immer gleichen Anzahl der immer gleichen Türen, bis sie endlich das Zimmer erreichte, dass sie als das ihre kannte. Sie drückte sie ins Raumes-Innere. Es war nicht abgeschlossen. Das war sie nie. Wer sollte schon von ihr klauen, wo doch jedes Zimmer dieselbe Innenausstattung beherbergte? Doch dieses Mal war es anders. Dieses Mal ließ sie den dicken Balken, getragen von zwei am Holz befestigten Eisenhaken, in den dritten fahren, der in den Stein eingepregelt war.

Sie gesellte sich zu dem völlig einsamen Tisch, der in der Mitte, auf einem zerfransten, sandfarbenen Teppich stand und legte die Spritze auf ihm ab. Vorsichtig, ganz vorsichtig. Ein Stuhl, getrieben von der gelben Aura, levitierte sich zu ihr und sie nahm auf ihm Platz. Eine Kerze

entflammte irgendwo in der Dunkelheit und erhellte den Raum im matten Feuerschein. Sie blieb das Streichholz aus und warf es in eine willkürlich gewählte Richtung. Ein kleiner Rest des alten Inhaltes, klebte noch in der Tülle. Ihr Huf ertastete das hauchdünne Glas. Auf dem Tisch bildeten sich kleine, dunkle Punkte, die sich wie aus dem Nichts und in erschreckender Geschwindigkeit, in das Holz fraßen. Die Tropfen auf ihrer Stirn, fingen das flackernde Licht ein und glänzten wie Perlen unter der Nachmittagssonne. *Verdammt.* Es war zu wenig, um sich in die Woge der Unbekümmertheit zu begeben. Ihr Puls raste wie eine Ratte, die den Klauen der Katze verzweifelt, in eine Ecke gedrängt, zu entkommen versuchte. Ihr Kopf stützte sich auf ihren Huf. Sie wusch sich den Schweiß von der Stirn und starrte eine Weile ins Leere. *Ich kann nicht mehr. Ich kann einfach nicht mehr.*

Der nächste Morgen begann mit dem Pfeifen aufdringlicher Winde, die sich durch die offenen Spalten der Wände zwängten. Sie erwachte aus dem tiefen Schlummer, der ihr über den dunklen Himmel hinaus, och düstere Träume bescherte. Sie quälte sich aus dem Bett, verließ den Raum und folgte ihrer inneren Karte, bis sie das Ende des Wohntraktes erreichte und die vielen Abzweigungen in Richtung Küche folgte. Schon vom Weitem konnte sie das leckere, hergerichtete Süßgebäck riechen, dessen Duft verführerisch um ihre Nüstern tanzte. Sie summt dabei ein fröhliches Lied.